

Das letzte Lied

Autor(en): **Kaiser, Isabelle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

an stolzen Häusern reicher Chinesen, die einsam in einer dunkeln Rasenweite standen und in deren Gärten Blume für Blume jede einzeln in einer hohen Vase stand.

Und nun erreichten wir die innere Stadt, und Gasse für Gasse, Platz für Platz, Haus für Haus glühte in einem erstaunlichen, unerschöpflichen, intensiven und doch wenig geräuschvollen Leben, das mich armen Europäer alsbald berauschte. Überall Chinesen, die heimlichen Herrscher des Ostens, überall chinesische Läden, chinesische Schaubuden, chinesische Handwerker, chinesische Hotels, Teehäuser und Freudehäuser. Dazwischen je und je eine Gasse voll Malayen oder Klings (Tamilen), weiße Turbane auf dunkelbärtigen Köpfen, blanke bronzene Männersehultern und stille, ganz mit Goldschmuck behängte Frauengesichter, rasch von einer Fackel beleuchtet, lachend oder aufheulend dunkelbraune Kinder mit dicken Bäuchen und wunderschönen Augen.

Hier gibt es keinen Sonntag, hier gibt es scheinbar keine Nacht; ohne Ende und ohne Pause geht die gelassene, gleichmäßige Arbeit weiter, nirgends nervös und übertrieben, überall fleißig und heiter. Klug und geduldig kauert auf hohem Brett der kleine Straßenhändler über seiner Bude, still und würdevoll arbeitet am Rand der brausenden Straße der Barbier, zwanzig Arbeiter klopfen und nähen in der Werkstatt eines Schuhmachers, freundlich breitet ein mohammedanischer Kaufmann auf niederen breiten Ladentischen seine Tücher aus, die übrigens fast alle aus Europa stammen. Japanische Dirnen sitzen kauern am Steinrand der Gasse und girren wie Tauben, aus chinesischen Freudehäusern glänzt golden der wohlbestellte steife Hausaltar, hoch über der Straße in offenen Veranden hocken alte Chinesen mit kühlen Gebärden und heißen Augen beim Glücksspiel, andere liegen und ruhen oder rauchen und hören der Musik zu, der feinen, rhythmisch unendlich komplizierten und exakten chinesischen Musik. Köche siedeln und braten auf der Gasse, Fruchthändler bieten unbekannte Früchte an, kleine Buden haben ihre ärmlichen Güter sorgsam mit Kerzen beleuchtet. Hier wandeln unverändert alle Gestalten der östlichen Märchen; nur die Könige, Besten und Henker sind größtenteils verschwunden; gleich wie vor Jahrhunderten arbeitet der geschickte Barbier und erzählt Geschichten dazu, lächelt die geschminkte Dirne,

grinst ergeben der Diener und blickt stolz der Herr, wie immer kauern wartend die Träger und Arbeitssuchenden, kauen Bethel und erzählen einander Geschichten.

Ich besuchte ein chinesisches Theater. Da saßen still und rauchend die Männer, still und teeschlürfend die Frauen, vor ihrer hohen Empore turnte gefährlich auf schwankem Brett der Teeschenk mit großem Kupferkessel. Auf der geräumigen Bühne saß eine Schar Musikanten, das Drama begleitend und seinen Takt kunstvoll betonend, auf jeden betonten Schritt des Helden fiel ein betonter Schlag der weichtönenden Holztrommel. Es wurde in alten Kostümen ein altes Stück gespielt, von dem ich nichts verstand und nicht ein Zehntel sah; denn das Stück ist lang und wird durch Tage und Nächte fortgespielt. Da war alles gemessen, studiert, nach Gesetzen geordnet und in rhythmischem Zeremoniell stilisiert, jede Gebärde exakt und mit ruhiger Andacht ausgeführt, jede Bewegung vorgegeschrieben, studiert und von der ausdrucksvollen Musik geführt. Eine schöne einfache Melodie lehrte häufig wieder, eine kurze monotone Weise in Moll, die ich mir trotz aller Bemühung nicht einprägen konnte. Im ganzen Theater war außer der primitiven Beleuchtung nichts Europäisches und Fremdes; eine alte, durch und durch stilisierte Kunst schwang ihre alten heiligen Kreise weiter.

Leider ließ ich mich verführen, danach auch noch ein malayisches Theater zu besuchen. Da prangten grelle wahnsinnige Kulissen, von dem Chinesen Chef May gemalt, eine Parodie auf alle bösesten Entgleisungen europäischer Kunst, und in übeln Kostümen spielten, sangen und tanzten malayische Mimen in variétéhafter Weise die Geschichte von Ali Baba. Hier wie überall sah ich die armen Malayen, liebe schwache Kinder, rettungslos an die bösesten europäischen Einflüsse verloren. Sie spielten und sangen mit oberflächlicher Geschicklichkeit, neapolitanerhaft heftig und manchmal improvisierend, und dazu spielte eine moderne Harmoniummaschine.

Als ich spät die innere Stadt verließ, klangen und glühten hinter mir die Gassen weiter, noch die halbe Nacht hindurch, und im Hotel ließ ein Engländer zu einsamem Nachtvergnügen ein Grammophon oberbayrische Jodler spielen...

Das letzte Lied.

Nachdruck verboten.

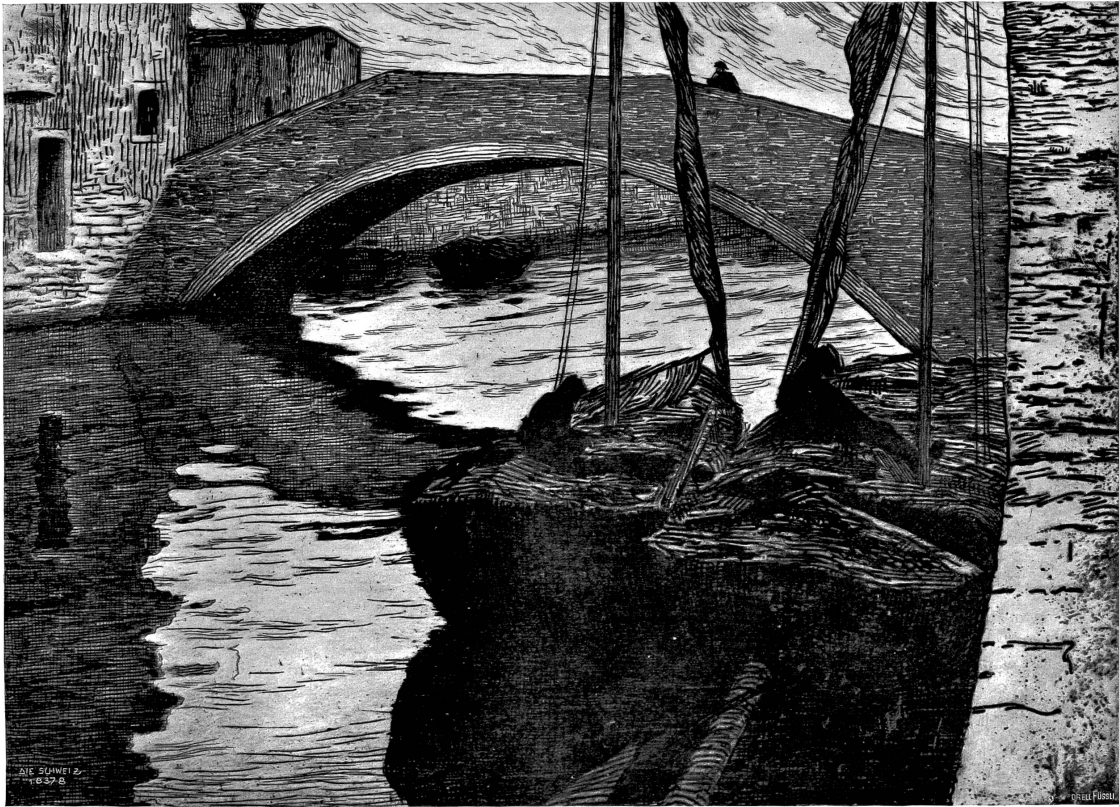
Originalnovellette von Isabelle Kaiser, Beckenried.

„Nearer, my God, to Thee...“

Viviane Steward hatte den Winter in Paris verbracht. Sie flatterte von einem Vergnügen zum andern mit der fieberhaften Eile einer jungen lebensdurstigen Seele, die durch die Welt wie durch einen Zaubergarten wandelt. Als einzige, verwaisste Tochter eines Millionärs der „Fifth Avenue“ und Herrin ihres Vermögens, zeigte sie jene Unabhängigkeit des Wesens und jene hochmütige Grazie, die den Töchtern ihrer Rasse eigen, da sie der Macht sich bewußt sind, die die Maje-

stät des Goldes ihnen verleiht. Gegenüber denjenigen, die ihr alles anboten, schien sie sich um nichts zu kümmern. Sie nahm die Huldigungen als einen ihr zukommenden Tribut entgegen und verschmähte die Zeichen der Bewunderung und des Neides, die unterwürfig vor ihr auftauchten.

Man hatte sie nach Paris geschickt, um ihrer Erziehung die letzte Vollendung, ihrer Toilette den höchsten eleganten Schliff zu geben. Sie war keine glänzende Schönheit; aber die kraftvolle Frische dieser amerika-



René Francillon, Lausanne-Paris.

Murano (Radierung).

nischen Rose übte einen geheimen Zauber aus, der sich nicht auf den ersten Blick offenbarte, doch eine Seele und einen Körper von urgesunder Reinheit verriet. Und diese moralische Gesundheit zog wie ein duftiger Hauch durch die verdorbene Atmosphäre dieser Welt.

Diese Perle war jedoch mit zuviel Gold gefaßt, als daß sie hätte unbemerkt bleiben können. Die Begierde stieg vor ihr auf; aber sie fühlte die unreine Quelle jener Huldigungen und schritt, unnahbar und unberührt, wie der Schwan, der mit seinem Gefieder die sumpfige Flut der königlichen Gärten streift, ohne die Reinheit seiner Flügel zu schänden.

Biviane Steward ging vom großen Damenschneider der Rue de la Paix zur letzten Ausstellung der Pastellisten in Bagatelle, von den Pirouetten des russischen Tänzers Nischinsky zu den Flugübungen der Vogelmenschen in Issy-les-Moulineaux. Sie rannte vom neuesten Drama von Bernstein zur letzten Darstellung der Sarah Bernhardt, von der Antiope des Correggio im Louvre zur Revue der Variétés, von der bekannten Modistin zum Beethoven-Festival unter Weingartners Leitung. Sie hörte, wie man in den Salons über Maeterlinck verhandelte und den letzten Klatsch ausposaunte, sie schwelgte in Debussys Musik, verfolgte die Vorträge von Lemaitre und die letzte Mode. Nach einem Tennismatch in Auteuil erschien sie im Auto im täglichen Spaziergang „au Bois“, nahm den Tee im Elysée-Palace oder bei Ritz, speiste abends bei der Herzogin von R., endete ihre Soiree in der Großen Oper und schlief müde ein unter den seidnen Decken des Carlton-Hotel beim lässigen Blättern eines Romans von Anatole France oder einer Seite von Romain Rolland, die sie nicht mehr die Kraft hatte, tiefer zu ergründen.

Und tags darauf ging das glückliche Leben, die Jagd nach dem Vergnügen von neuem an...

Dies dauerte die ganze Saison, die nichts als ein langer „Flirt“ ohne Liebe bedeutete...

Doch dies alles war nur die sonnenbeschienene Oberfläche eines tiefgründigen Wassers. Die Wogen dieses künstlichen Lebens brachen an der Schwelle der geheimnisvollen Höhlen, die jedes Frauenherz in sich verborgen hält. Niemand dachte daran, sie zu erforschen; sie ahnte vielleicht selbst nicht die moralischen Charakterstärken ihres Wesens, da sich noch niemals eine günstige Gelegenheit gefunden hatte, sie in den Dienst einer uneigennütigen Tat zu stellen. Sie kannte weder die Schattenseiten noch die Sorgen des Lebens. Ihr Körper hatte sich noch niemals unter dem Joch der Krankheit gewunden, das Gold hatte alle Straßen vor ihr geebnet, wie der magische Stab in einem Märchen, dessen Prinzessin sie selber war.

Biviane Steward war, wie so viele junge Mädchen, ein lebendiges Rätsel, dessen Lösung vom Schicksal noch nicht offenbart wurde. Man glaubte sie kaltherzig, weil ihr Herz sich noch nicht geöffnet oder sich über eine Liebe, die kein anderes Gefühl zuließ, verschlossen hatte. Man wählte sie kokett, weil sie alle Huldigungen, deren Uneigennützigkeit sie mit Recht bezweifelte, ablehnte, man nannte sie leichtsinnig, weil sie das nichtige Dasein der Leute ihrer Gesellschaft führte und nicht höhere Bestrebungen zu hegen schien. Diese verschlossene Seele

wachte, achtsam und ängstlich, am Tore des Schicksals, bis daß die Stunde schlagen würde, wo sie sich offenbaren sollte.

Als der Frühling die Seide der ersten Blätter an den Bäumen des Pariser Boulevard entrollte, überkam sie ein Sehnen nach dem grünen amerikanischen Lande und nach dem Atlantischen Ozean, und sie ließ sich mit Freuden bewegen, in ihr Heimatland zurückzukehren mit der befreundeten Familie, die sie begleitete.

Da es Brauch ist unter diesen Leuten, vom „dernier bateau“ zu sein, so schifften sie sich auf dem größten Dampfer der „White Star Line“ ein, der mit dieser Seefahrt seine Vermählung mit dem Ozean feiern sollte. Es war gleichsam nur ein Gasthofwechsel; denn der prunkvolle Rahmen blieb sich gleich. Statt auf fester Erde zu tanzen, tanzte man abends beim Rhythmus der Wogen, und der Wind führte den Tanz auf dem Verdeck. Die unterbrochene Liebelei wurde wieder angebändelt unter der stürmischen Liebkosung der Meeresbrisen. Die Sterne wallfahrten in der stillen Nacht, und das schlummernde Meer strahlte den Traum der Gestirne wieder.

Am Bord herrschte die Freude beim Klang der schmeichelnden Weisen, ringsum die prächtige Tafelrunde, wo das Sichgehenlassen der goldenen Stunden die Gäste einander näher brachte, als plötzlich ein ungewöhnlicher Stoß erfolgte.

Biviane Steward, die eben eine Rose an ihrem Gürtel befestigte, verharrte in unterbrochener Gebärde, derweil die Blätter, eines um das andere, unter ihren Fingern abfielen und ihre Augen fragend an dem sie umringenden Verehrerkreis hingen... Ein Marineoffizier beruhigte sie in höflicher Weise: „Wir haben wohl soeben ein Meerungeheuer angefahren oder einen jener Eisberge gestreift, die im Neufundländer-Gebiet so zahlreich auftreten!“

Es herrschte ein solches Sicherheitsgefühl, daß sich niemand auch nur eine Minute ängstigte. Das Schiff war ja unversinkbar mit seinen zwölf wasserdichten Wänden. Man hatte den Wintergarten, der voll wohlriechender Blüten stand, verlassen, um sich auf dem Verdeck besser Rechenschaft über die Lage zu geben. Man sah nichts als eine ruhige Sternennacht inmitten einer nördlichen Landschaft rings um den schwimmenden Palast, dessen Flammenaugen sich im Wasser wieder spiegelten wie wandelnde Lichtsäulen.

Immerhin fing eine geheime Unruhe an unter der Schiffsmannschaft auszubrechen. Das Gespenst des unmöglichen Todes ist plötzlich doch aufgetaucht. Der Lärm ist geschlagen... aber ein fieberhafter Wetteifer bemächtigt sich der Mannschaft, um die Passagiere in Sicherheit einzuschläfern. Der alte Kapitän hatte richtig gesehen: Das Schiff sank... langsam, in fast unfühlbare Weise, aber es sank...

Niemand ahnte es. Ein Hauch des Heldenmutes belebte alle diese Männer, die dem Losungswort der Pflicht gehorchten. Als die Matrosen die Rettungsschiffe ins Meer hinunterließen und ein Offizier Biviane höflich ermunterte, eines davon zu besteigen, lächelte sie sorglos und wollte sich nicht von der Familie ihrer Freunde und von Herbert Lindsay trennen, da sie zum ersten Male beim drohenden Verluste fühlte, daß eine

tiefere Gemeinschaft, als sie glaubte, sie mit ihren Mitbürgern verbinde. Sie hängte sich an Herberts Arm und flüchtete unter seinen männlichen Schuß. Der junge Mann aber, der sie mit ernster besorgter Miene betrachtete, wobei eine heiße Flamme zum ersten Mal aus seinem Blick, unter dem Druck der Gefahr, aufloderte, hatte sie schon um die Hüften gefaßt. Bevor sie sich nur über sein Vorhaben Rechenschaft ablegen konnte, hatte er sie in eines der Rettungsboote getragen, die fahrbereit waren, derweil andere bereits unter kräftigem Ruderschlag auf die hohe See fuhren. Er legte sie sorgfältig nieder: „Good-bye, Viviane... bis in Neu-York!“ und er gab ihr noch ein Fläschchen Cognac für die kalten Stunden der Ueberfahrt. Aber sie klammerte sich an seinen Arm, in jäher Sorge: „Bleiben Sie bei mir, Herbert!“ und wie sie drängte, von tödlicher Furcht erfaßt, zog er sich mit einer Gebärde zurück: „Es ist nur Platz für die Frauen, die Kinder und die Matrosen; aber ich werde Ihnen meine Schwester Gladys schicken, damit Sie nicht allein sind...“ Mit einem Sprung, bevor sie nur widersprechen konnte, hatte er die Treppe bestiegen und verschwand eilig. Ein Gefühl fürchterlicher Einsamkeit überkam Viviane; denn ehe man ihre Freunde einschiffen konnte, löste die menschengefüllte Barke ihre Verbindungstau, und nach ein paar Ruderschlägen war das junge Mädchen, das vor Kälte bebte im Luxusgewand, gänzlich vereinsamt von allem, was bis anhin sein Leben gebildet... Und das künstliche Dasein, das ihr Loos gewesen, glitt hinter ihr ab, wie ein zu schwerer Pelzmantel von den nackten Schultern einer müden Frau am Ende des Balles herabfällt.

Viviane war allein mit ihrer Seele, zum ersten Mal allein, und die ernste Zukunft öffnete sich vor ihr in problematischer Weise. Sie war allein, allein mit Gott, angesichts des Ozeans und gegenüber unbekanntem Gesichts, die sie fremd anstarrten. Eine Art lähmender Betäubung bemächtigte sich ihrer, und ihre Blicke hefteten sich auf das schwimmende Haus, das vor ihr einen gewaltigen Schattenwurf in unbeweglicher Ruhe bildete und sie mit seinen Flammenaugen anstarrte... Warum hatte man sie verbannt? Sie konnte noch nicht an eine Gefahr glauben. Hinreißende Orchestermelodien stiegen auf, als hätten die Tänzer nicht einmal ihren Walzer unterbrochen in diesem festlichen Rahmen. Und doch trennte sie ein Abgrund von allem, was sich dort entrollte...

Höher als die Musik stieg nun ein wachsender, unerhörter, tausendstimmiger Schrei empor, so seltsam, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, ob er einer Quelle der Freude oder der Verzweiflung entstammte. Es war der Schrei, der aus tausend Menschenherzen drang und sich in einen mächtigen Ruf des Glaubens verwandelte, in einen Sterbepsalm, und die bestürzte Viviane glaubte einen Kirchenpsalm zu erkennen, den sie früher nur mit den Lippen sang: „Nearer, my God, to Thee...“ Und die Worte, die ihr treues Gedächtnis unwillkürlich vorsprach, nahmen in dieser Stunde einen neuen, fürchterlichen Sinn an...

„Nearer, my God, to Thee“ — Näher mein Gott zu dir, näher zu dir! Das soll die Losung sein, das sei mein Banner!

Sie riefen zu Gott in der Stunde der Gefahr. Soll-

ten denn diese Männer sterben? Aber woher drohte die Gefahr? Der Koloß schien doch unbezwinglich...

Viviane preßte unwillkürlich ihre vor Kälte erstarrten Händchen in einer flehentlichen Gebärde. Es war der Tag der Prüfung, „wo die Trübsalflut hoch um mich geht...“ Ja, und sie fühlte sich als ein kleines nichtiges Ding, das die Wogen der Ereignisse dahintragen... Gott weiß wohin! Die singende Woge, die der Nachtwind bis zu ihr herübertrug, hüllte sie in einen mystischen Schrecken ein. In der Barke um sie herum beteten diese Unbekannten. Man hatte auf ihren Schoß ein kleines, in Windeln eingewickeltes Kind geworfen, gerade so, wie man es auf dem Schiff seiner Wiege entriß. Das Kind schrie unaufhörlich. Viviane wußte nicht, was tun, um es zu beruhigen, da sie dieser weiblichen Arbeiten unfundig war. Sie wiegte es unwillkürlich, wie sie es einstmals für ihre goldhaarigen Puppen getan. Aber das hungrige Kind schrie nach dem mütterlichen Busen.

Plötzlich ertönte ein Schrei des Grausens um sie her, und Viviane sah schreckensstarr, wie in einem Fiebertraum, die bis dahin noch unbeweglichen und unverlehrten Umrisse des ungeheuern Schiffes, die vorhin noch wie ein festlicher Palast erstrahlten, aus allen Fugen brechen... In einer letzten furchtbaren Schwankung sah man den Hinterteil des Schiffes senkrecht aus den Fluten ragen, wie eine stumme Gebärde der Anklage, die sich vom Nachthimmel abhob, derweil der Vorderteil langsam in den Fluten versank... Nach und nach, eines um das andere, schlossen sich die lichtvollen Augen, vom salzigen Wasser überflutet.

Und der Schrei wuchs mit der Größe des Entsetzens und der Nähe der Gefahr, und der Schrei stieg bis zu den mitleidlosen Sternen... „Näher, mein Gott, zu Dir... näher zu Dir...“ Um sie herum jammerten die Frauen, wanden ihre Arme, sahen ohnmächtig dem Untergang von all dem zu, was bis dahin ihr Glück, ihr Heim, ihr Leben gebildet hatte. Der Psalm, wie ein mächtiger Schrei der Verzweiflung und überirdischer Liebe, stieg noch empor, leise verhallend, Note um Note, mit den Lichtern... und, jählings, trat die Nacht ein, eine tiefe frostige Meeresnacht... Und Schweigen trat ein, noch fürchterlicher als der Schrei...

Das Unmögliche hatte sich verwirklicht: der Unersehbare wurde in einem letzten furchtbaren Strudel verschlungen; dann schloß sich das Meer wieder zu, und dort, wo die riesenhafte Fassade der schwimmenden Stadt strahlend emporragte, gab es nichts mehr als eine riesenhafte Leere... Todeschweigen und Finsternis...

Was einst gewesen, war nicht mehr.

Viviane wollte aufschreien: „Herbert!“ — aber ihre von Schreck gelähmten Lippen blieben stumm.

Der fromme Psalm war im letzten Todesröcheln erloschen, und die starren Lippen füllten sich mit salzigem Schaum. Aber das Schweigen selbst schien noch ein stummer Aufschrei der versunkenen Seelen zu sein: „Näher, mein Gott, zu Dir, mein Gott...“

Wie aus dem Braß Rufe aufstiegen, flehende Gebärden von Schiffbrüchigen, fingen die Ruderer an, ihre Haft zu verdoppeln, um sich weit von dieser Stätte des Entsetzens zu entfernen. Die feige Furcht, unter-

zugehen, wenn Schiffbrüchige sich an ihre Barke anklammern würden, jagte sie von hinnen. Das Grauen Vivianes wurde größer, als sie sah, daß sie unter diesen grausamen selbstsüchtigen Menschen weilte, die da flohen und nur an ihr elendes Leben dachten, derweil andere neben ihnen mit dem Tode kämpften. Sie wollte sich ins Mittel legen; aber niemand hörte auf sie. Einer der Insassen hatte den Ruderern Gold, viel Gold, angeboten, wenn sie aus dem Bereich der Versinkenden entkämen.

Da erschien ganz nahe bei ihnen, notdürftig von einem Holzstück unterstützt, ein Frauenkopf. Dann stieg ein Arm empor mit einer verzweifelnden Gebärde... Unwillkürlich machte Viviane eine Bewegung, um sich zu ihr zu beugen; aber sie wurde mit roher Gewalt von einem Nachbar zurückgezogen. „Obacht! Wir können niemand mehr aufnehmen... Wir sind vollzählig... Einer mehr, und wir sinken alle unter...“

Bei der heftigen Bewegung von Viviane war das Kind, das auf ihrem Schoß schlummerte, erwacht und fing zu schreien an. Die Schiffbrüchige aber näherte sich rasch, und da es ihr gelang, sich an der Barke anzuklammern, machte sie eine verzweifelte Anstrengung, um das Kind zu erblicken.

„Es ist mein Kleiner!“ schrie sie. „Erbarmen... Retten Sie mich! Wenn eine unter Ihnen Mutter ist... so wird sie verstehen... Habt Erbarmen...“ Der Matrose, der im Schweigenden Uebereinkommen die Leitung der Barke an sich gerissen hatte, war unbarmherzig. Schon schwankte die Barke unter dem ungewohnten Gewicht. Der Mann wurde feig aus Furcht und Erhaltungstrieb. Er hob eine Waffe auf und hätte sie unfehlbar auf die Hände des Eindringlings fallen lassen, wenn Viviane sich nicht mit ihrer ganzen Kraft widersetzt hätte.

„Halt! Lassen Sie los... Oder ich schlage zu... Unsere vereinten Leben sind mehr wert als das Ihre... Es gibt keinen Platz... Wenn eines von uns sterben würde, könnten Sie seinen Platz einnehmen... vorher nicht...“ „Dann geben Sie mir wenigstens mein Kind, daß wir zusammen sterben können...“ bettelte die erschöpfte Frau, die von der Kälte fast gezwungen war, loszulassen.

„Das Kind, mein Kleiner... Er braucht mich...“ stammelte sie.

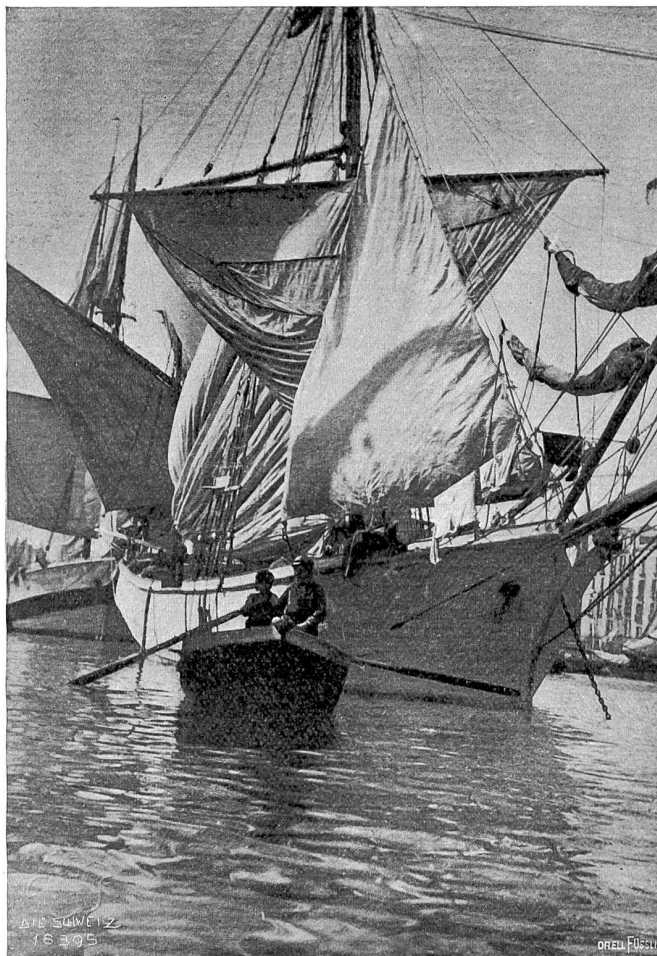
Die feige Furcht hatte diese Männer so weit entmenscht, daß einer unter ihnen eine Bewegung machte, das Kind den Armen Vivianes zu entreißen, um es der Mutter auszuliefern wie eine Beute, damit sie nachgebe. Es wäre soviel Gewicht und ein schreiender Körper weniger. Es war kurz, gewaltig und von einer hehren Unüberlegtheit und so rasch, daß alle bei dieser Szene Anwesenden sich erst später Rechenschaft davon gaben...

Welcher Blitz aus höheren Welten durchzuckte Viviane Stewards Geist? Diese Männer erfuhren es nie, da sie sie nicht erkannt hatten. Gott, der diese Seele schuf, drang auch in ihr letztes Vorhaben ein. In derselben Mi-

nute, wo die Schiffbrüchige erschöpft am Zurücksinken war, das Kind nach sich ziehend, das ein unvernünftiger Mensch, der Eile hatte, von diesem gefährlichen Gast befreit zu werden, ihr entgegenhielt, unterbrach Viviane all diese Bewegungen, indem sie rasch, als wäre es ein unbequemes Hindernis, den Rand der Barke überschritt: „Sie haben recht, Madame, Ihr Kind braucht Sie; ich bin für niemand notwendig... Nehmen Sie meinen Platz...“

Und ehe jemand daran denken konnte, dazwischenzutreten, ließ sie sich ins Wasser gleiten. Die Frau, die sofort verstand, die einige Augenblicke vorher dem Leben entsagt hatte und sich nun verzweifelt daran klammerte, seitdem sie ihr Kind wiedergefunden, nahm dieses Opfer in einem Anfall hehrer und grausamer Mütterlichkeit an. Sie sammelte ihre letzten Kräfte und ließ sich durch die stumm gewordenen Zuschauer dieser Szene, die eine einzige Gebärde beschämt und erweckt hatte, emporhissen. Niemand hatte sich ins Mittel gelegt. Jedermann war auch zu sehr vom eigenen Unglück ergriffen, um noch Anteil an andern zu nehmen; aber der Führer, der den leeren Platz sah, faßte die arme Mutter unter die Schultern, da sie nicht mehr für sie alle gemeingefährlich war.

Mit einer wilden Bewegung riß sie das Kind gegen ihre wassertriefende Brust, der Säugling klammerte



Im Hafen von Neapel.

sich am mütterlichen Busen fest und hörte sofort zu schreien auf... Und es ward still in dieser Barke... Armes Strandgut der Menschheit, das unbewußt einer schier himmlischen Selbstaufopferung beigewohnt hatte!

Das Schiff entfernte sich unter dem Takt der Ruderer und irrte in der nordischen Landschaft herum, unter den schwimmenden Eisbergen der Rettung entgegen, die in Gestalt eines transatlantischen Dampfers nahte, der sie alle an Bord aufnehmen sollte.

Viviane Steward schlief... Nach dem großen Kältegefühl, das sie ergriff, hatte sie ihren Kopf auf das Wellentissen sinken lassen, und als die Flut in ihre Ohren drang, wählte sie eine wunderfame Weise, die sich seltsam näherte, zu vernehmen... Ihr war es, sie sänge in einer Kirche: „Näher, mein Gott, zu Dir...“

und tausend brennende Kerzen blendeten sie. Sie erblickte in blitzartiger Helle ihr ganzes vergangenes Leben, ihr nichtiges künstliches Dasein. Sie hatte das Gefühl, nicht gelebt zu haben, und empfand plötzlich, daß ihr Leben erst mit dieser Liebestat begann, mit dieser Tat, die alle Nichtigkeiten aufhob, alle Mängel auslöschte, sodaß ihre Seele wunderbar leicht geworden, eben zum Leben erwachte, wie ein Lied, und sich in der Sternennacht empor schwang, der Morgenröte zu... Sie sah Herbert ihr in einer bräutlichen Helle entgegenkommen... und Herbert sang: „Nearer to me... Näher zu mir!“ Sie streckte die Arme aus und fühlte, daß sie in die Tiefe eines Traumes versank, eines Traumes, der sie in steter, langsamer, ewiger Auffahrt näher zu Ihm brachte, näher zu Ihm...

Neapler Impressionen.

Nachdruck verboten.

Mit dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Rowatschek, Neapel.

Napoli — la bella Napoli! Wer kann sich ihrem Zauber entziehen, der je mit sehnenenden Sinnen sich ihr genahet hat, der Stadt am feuerpeienden Berg! Einem rosigen Weibe gleich, wie eine jener schaumgeborenen Nixen mit grün-schillernden rätselhaften Augen und üppigem Leib liegt sie da und dehnt sich wohligh am dunkeln Meer, dehnt sich und reckt sich schläfrig blinzeln in der Sonne und schmiegt den Körper an die grüne Lehne des Bomeroberges.

Glühroter Mohn schmückt ihr Haupt, und weiße wallende Federn ballen sich über ihr hochgetürmtes Haar weit hinein in den blauen Himmel. Im Blütenteppich des Posilipo versinken ihre Füße, und lässig spielt die ausgestreckte Linke mit der versunkenen Welt von Pompei. La bella Napoli — so sorglos ruht sie auf der vulkanischen Decke. So behaglich und leichtsinnig läßt sie Sonne und Mond rieseln über ihren Leib und trällert ein Liedchen mit weichen träumerischen Lippen.

Ein Liedchen von Liebe und Lachen — oder von Blut und Rache. Denn sie hat den Teufel im Leibe gleich dem blumenbestickten grünen Lager unter ihr, in dem die Erdfeuer wüten und die dumpfen Donner rollen. Fieberig jagt das Blut durch ihre Adern, und ihre feinen Nerven zittern bei jedem Hauch. Was für grundverschiedene Elemente kreisen nicht im Saft ihres Lebens und setzen dies Volk zusammen, das anders denkt und fühlt und handelt und auch anders spricht, ganz anders als alles, was sonst zwischen Alpen und Aetna wohnt.

Von jeher hat der parthenopeische Golf die Völker angezogen mit seinen Wundern. Ueber die Alpen kamen sie herunter und über das Meer. Von allen Seiten. Und wer da war, der blieb, bis ein neuer Eroberer mit ungebrochener Kraft ihn aus dem erschlaffenden Paradiese verjagte oder sich dienstbar machte. Ihre Spuren aber haben alle gelassen: Griechen, Italiker und Germanen, Sarazenen und Ungarn, Franzosen und Spanier. Von jedem dieser Elemente spukt etwas im Charakter des drolligen Volkes, das — von der Natur bald verhätschelt und bald bedroht — sich leichtsinnig gewöhnt hat, den Augenblick zu genießen. Unberechenbar, jedem Affekt nachgebend, jekt finster grollend wie der drohende Vulkan im Hintergrund und gleich darauf lachend gleich der Morgen Sonne über blühenden Mandelbäumen, bildet das Volk ein Gemisch von aufbrausender Leidenschaft und kindlicher Naivität, von widerlicher Geldgier und überquellender Freigebigkeit, von Schlaubeit, Verlogenheit, Unbeständigkeit und ritterlicher, bezaubernder Höflichkeit, von künstlerischen Anlagen, Bedürfnislosigkeit und Luxusfreude, von Aberglauben, bigotter Frömmigkeit und skeptischer Kritik, von brutaler Jähzucht und selbstverleugnender Hilfsbereitschaft. Schnelle Auffassung zeichnet es aus, geistiges Anpassungsvermögen und eine über alles reiche Phantasie, scharf ausgebildeter Spekulationsgeist aber auch und eine seinem starken Individualismus entsprechende Mißachtung des Eigentums. Raum wo an-



Straßenbild aus Neapel. Fruchthändler.